

Dieter Widmer

# Das unfaire Lebenslaufrad

Roman



Dieter Widmer

# Das unfaire Lebenslaufrad

Roman

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Hergestellt in Deutschland • 2. Auflage 2015

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,  
[www.heimdall-verlag.de](http://www.heimdall-verlag.de)

© Alle Rechte beim Autor: Dieter Widmer

Satz: Heimdall DTP-Service, [www.lettero.de](http://www.lettero.de)

Coverbild: © tiff20 – Fotolia.com

ISBN: 978-3-939935-87-2

## Ende April, in Bern

Er musste raus, einfach raus – mindestens an die frische Luft gehen und versuchen, an etwas anderes zu denken, im besseren Fall sich anderweitig zu beschäftigen und sich ablenken zu lassen. Seit einem Monat litt er und beklagte sich bitter. Wegen des unrühmlichen Vorfalls war er nahe am Verzweifeln, auch weil er sich schämte.

Sein stattliches Haus bot zwar beliebig viel Raum. Aber die Wände erdrückten ihn – ihm war auch, als drohte die Decke einzustürzen, jedenfalls heute, ausgerechnet heute. Im Wohnbereich, der fast das ganze Erdgeschoss umfasste, lief er unstill umher. Er musste hinaus und weg. Keinesfalls wollte er auffallen und angesprochen werden. Langenthal war nicht der geeignete Ort. Da kannte man ihn. Bern. Bern war besser. In forschem Tempo fuhr er in die Bundesstadt.

Vom Bellevue-Parking lief er in die Altstadt, dem Nieselregen zum Trotz. Die üblicherweise gut frequentierten Lauben waren menschenleer und die Restaurants geschlossen. Unten in der Kramgasse kam er dem Phänomen endlich auf die Spur: Es war Sonntag, ein kalter, unfreundlicher Apriltag. Außer einigen unverwüstlichen Japanern, die ihr Reiseprogramm auch bei Nieselregen durchpaukten, ließ sich in der Altstadt fast niemand blicken. So zielgerichtet sich die Touristen beim Stadtbummel an einem erhobenen Schirm orientierten, so ziellos durchlief er die Hauptgassen – als ob ihm ein hoch erhobener Schirm weitergeholfen hätte. Dann eilte er zurück ins Bahnhofquartier und weiter westwärts. In der Laupenstraße bog er ab – in ein Kino. Dort beruhigte er sich endlich. Er befand sich unter Leuten, die ihn nicht kannten und ihn nicht fragten, wie es ihm

gehe. Und als die Vorführung im Kinosaal begann, fesselte ihn der Film.

Als er wieder hinaustrat, spürte er das eisige Wetter auf seiner Haut. Die Kälte drang durch seine Freizeitjacke hindurch. Es ärgerte ihn, dass er beim fluchtartigen Verlassen seines Hauses in Langenthal den Pullover anzuziehen vergessen hatte. Ein heißer Tee in einem Restaurant beim Bahnhofplatz wärmte ihn auf. Die Kälte suchte ihn jedoch sogleich heim, wie er das Restaurant verließ. Ziellos ging er weiter und achtete nicht auf den Nieselregen. Er marschierte ruhiger als vorher, diesmal Richtung Bärenplatz. Allerdings wusste er nicht, wieso er das tat.

Im Kino hatte er sich in der frühen Nachmittagsvorstellung einen Film über die Anfänge der Medizin angeschaut, als in Europa schreckliche Armut und katastrophale gesundheitliche Verhältnisse herrschten. Es war für ihn rätselhaft, dass Menschen unter diesen Bedingungen überleben konnten. Gut, die Sterberate war hoch, und kaum jemand erreichte das 50. Altersjahr. Aber schon allein die Vorstellung, dass man sich mit wässriger Suppe und harten, oftmals verschimmelten Brotstücken überhaupt irgendwie durchs Leben schlagen konnte, ließ ihn erschauern. Jeder misstraute damals jedem, der Überlebenskampf prägte den Alltag. Die Ärmsten erhielten für alles und jedes Prügel oder wurden aus den von Mauern umschlossenen Burgen und Städten hinausgejagt, wenn sie ein Stück Fleisch oder sonst etwas geklaut hatten – soweit es ihnen dabei nicht sogar ganz an den Kragen ging. Es musste ein unglaublich hartes Leben gewesen sein, damals.

Er ließ sich im gut zweistündigen Film in eine Welt entführen, die ihm fremd war. Der englische Bader, so nannte

man die Mediziner der ersten Stunde, fand weit im Orient in einer pulsierenden Stadt jenen gescheiterten Lehrmeister, der ihn mit der Medizin vertraut machen sollte. In einem Schmelztiegel mit Muslimen, Juden, Christen und Atheisten lernte er die damals modernsten medizinischen Behandlungsmethoden kennen. Der junge Engländer ließ sich nicht beeindrucken, als die Pest die Stadt heimsuchte und viele Menschen starben. Sein Drang war groß, den hilflosen Geschöpfen das schreckliche Leiden zu erleichtern und dabei sein Wissen über Krankheiten und deren Behandlung zu verbessern – größer jedenfalls als die Gefahr, der er sich bei seiner Arbeit aussetzte. Besonders erschütternd war die Szene, als ein jämmerlich eingerichtetes Krankenlager laufend neue Pestkranke zugeliefert bekam und ein Freund von ihm gerade an der üblen Krankheit starb.

Als er über den Bahnhofplatz zum Bärenplatz marschierte, vergaß er die Kälte. Ihm, gestand er sich ein, ging es vergleichsweise immer noch besser als jenen Menschen im Mittelalter, die er zuvor im Film hungern und leiden gesehen hatte. Er fühlte sich für einen Moment sorgloser, als er sich dem Waisenhausplatz näherte. Seine vorherigen aufwühlenden Gedanken hatten sich etwas geglättet.

Das änderte allerdings nichts daran, dass er weiterhin übellaunig war und mit seinem Schicksal haderte. Sein Leben war komplett aus den Fugen geraten. Das Lebenslaufwerk war unfair, es hatte ihn – ungefragt und unverschuldet – abgeworfen. Damit kam er nicht zurecht. Er verstand nicht, warum er ohne eigenes Dazutun in diesen Strudel hineingeraten war.

Jeden Morgen nahm er sich vor, nach vorne zu blicken und wieder Tritt zu fassen. Jeden Tag war er überzeugt,

dass er es schaffen würde. Jeden Mittag glaubte er noch daran. Und jeden Abend überfiel ihn die Ernüchterung, dass es erneut bei der Absicht und der Zielsetzung geblieben war. Nach und nach merkte er, dass er kein Rezept verfügbar hatte und gar nicht wusste, wie und wann er seine Hilflosigkeit und seine Niedergeschlagenheit überwinden könnte. Es gab zwar durchaus Momente, in denen er seine triste Lebenslage einigermaßen überspielen konnte – meist bei Besprechungen im Geschäft, wenn er gedanklich herausgefordert war. Die meiste Zeit wurde er sich jedoch bewusst, dass er von der Verarbeitung seines Erlebnisses noch meilenweit entfernt war.

Lärmende Kinder, denen er vor der Polizei-Hauptwache begegnete, lenkten ihn ab. Er schaute ihnen zu, wie sie einander auf dem Vorplatz des plätschernden Meret-Oppenheim-Brunnens neckten und umzustoßen versuchten.

Eigentlich wollte er nach dem Kinobesuch nach Hause fahren. Jedoch änderte er sein Programm und marschierte weiter, ohne dass er es hätte erklären können. Viertel vor sechs Uhr – er erreichte gerade den Kornhausplatz – verspürte er keinen Durst, aber das Verlangen nach einem Apéro. Er entdeckte eine Bar und trat ein.

»Ich hätte gerne einen Limoncello«, sagte er der jungen Frau hinter der Bar, als sie sich nach seinen Wünschen erkundigte. Der erste Schluck erinnerte ihn an ein alkoholfreies Getränk, das er in seiner Kindheit liebend gerne getrunken hatte. Seinen beiden Schwestern war das Getränk hingegen immer zu herb gewesen. Und unvermittelt dachte er an sie, an Sonja und Erika. Er hatte sie schon ein halbes Jahr nicht mehr gesehen. Was sie wohl machten? Waren sie wohl glücklicher als er, fragte er sich.



Sonja, die ältere, eine verheiratete Hotelière, war mit ihrem erfolgreichen Geschäft und einer üppigen Erbschaft gesellschaftlich und finanziell in einer Position angelangt, von der viele nur träumen konnten. Und Erika, die jüngere, die geschiedene Fließbandarbeiterin mit rheumatischen Gliedern, lebte wechselweise von Tiefstlöhnen oder von Arbeitslosengeldern und häufig von der Pflege und vom guten Essen in Krankenhäusern. Sonja ertrank beinahe im Glück, und Erika hüpfte von einer Pechsträhne in die andere. Die jüngere, die Pechmarie eben, bewegte sich allerdings alles andere als unglücklich durch das Leben. Die ältere, der die Zeit fehlte, das Leben zu genießen und Geld auszugeben, hatte sich körperlich heruntergewirtschaftet. Welche war nun glücklicher? Schwierig zu sagen, fand er.

Und er? Er mochte sich nun doch nicht in dieses Schema einordnen. Finanziell ging es ihm sehr gut. Glückliche, ja glücklich war er eigentlich mit kleinen Abstrichen auch gewesen – bis vor vier Wochen.

Beiläufig schaute er durchs Fenster und erblickte einen älteren Mann. Ein heruntergekommenes Elend mit wirren Haaren und einer Flasche in der Hand, das sich torkelnd über den Platz vor der Glasfront der Bar bewegte. Was musste dieser Mensch wohl verpasst oder verbockt haben, dass ihm nichts mehr anderes übrig geblieben war, als sich dem Alkohol zuzuwenden, überlegte er. Hatte er Pech gehabt? Oder hatte einfach sein labiler Charakter überhandgenommen?

Langsam trank er sein Getränk und wendete sich den Gästen in der Bar zu. Links gab sich eine auffällige Frau lustig, während ihr schick angezogener Begleiter mit gegeltem Haar still zuhörte. Weiter hinten kicherten zwei junge Frauen, und in der vorderen Ecke rechts weiter entfernt

von ihm widmete sich ein alleinstehender Mann seinem halbleeres Bierglas. Aber die Gäste interessierten ihn eigentlich gar nicht.

Beim Limoncello, dem in kurzer Zeit ein zweiter folgte, reiste er gedanklich wohl zum hundertsten Mal einen Monat zurück und ließ die schlimmsten Tage in seinem Leben Revue passieren. Anfang April hatte die unheilvolle Kaskade begonnen und ihn, Martin Marmet, 55-jähriger Unternehmer aus Langenthal, vom Lebenslaufrad abgeworfen. Das beklagte er bitter.

## Anfang April, in Langenthal

Es war Samstag. Martin Marmet öffnete das Fenster und schaute in den Garten. Er rief seiner Frau.

»Felicitas, lass doch die Gartenarbeiten für heute sein. Wollen wir nicht einen Apéro nehmen?«

Seine Frau ließ sich jedoch von ihrer Arbeit nicht abhalten. »Du siehst doch, dass ich die Rasenränder absteche. So in zwei Stunden bin ich fertig.«

Die Antwort überraschte ihn nicht. Er hatte sie erwartet, und so gab er sich kommentarlos geschlagen. Er schenkte sich einen Campari mit Eis ein und ließ sich im Fauteuil nieder. Er wusste, dass seine Frau Gartenarbeiten nicht aufschieben konnte, es sei denn, das Wetter oder andere Umstände zwangen sie dazu. Nach seiner Einschätzung lagen andere Umstände vor. Doch Felicitas ignorierte sie.

Immer noch rätselte er, warum Felicitas gestern, Freitag, nach Büroschluss derart aufgebracht nach Hause gekommen war. Er musste annehmen, dass es im Geschäft

Probleme gegeben hatte. Diesen Begriff verwendete sie zwar prinzipiell nicht, sie befasste sich ausschließlich mit Herausforderungen. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, schien der Problemberg aber sehr groß zu sein, was für die erfolgsverwöhnte Ehegattin eine ungewohnte Situation war. Befand sich Felicitas persönlich oder mit ihrem Geschäft in einer Krise?

Er war bereits zu Hause gewesen. Als er wegen eines Geschäftsessens nochmals weg musste und in der Garderobe den Mantel anzog, war sie hereingestürmt. Sie hatte ihn fuchsteufelswild angeschaut.

»Ich bin am Ende«, rief sie, als sie zur Haustüre hereinkam. Sie schmiss die Schuhe in eine Ecke und warf ihren Blazer achtlos an einen Garderobenhaken. Dann verzog sie sich mit ihrer großen Tasche in ihr Büro und schloss die Türe unsanft. Nicht dass sie sie direkt zugeknallt hätte, aber weit davon entfernt war es nicht, als sie die Tür zudrückte, ohne die Klinke zu betätigen. Bei geschlossener Tür wünschte sie prinzipiell keine Besuche, auch von ihm nicht, es sei denn, er rief zum Abendessen. Fassungslos beobachtete Martin im Mantel, was sich da in drei Minuten abgespielt hatte. Seine Frau – derart in Rage? Was zum Teufel war da geschehen? Unschlüssig, was er tun oder lassen sollte, stieg er zu ihrem Büro hoch.

Vor der geschlossenen Tür blieb er stehen. Drinnen war es still. Er überlegte, ob Felicitas womöglich doch darauf wartete, dass er zu ihr hineinkam. Er wog ab und kalkulierte ein, dass er sich Ärger einhandelte, als er die rechte Hand hob und die Tür leise öffnete.

»Bitte nicht, gib mir Zeit bis morgen. Ich muss nachdenken.«

Für einen kurzen Moment sah er Felicitas. Sie saß vorn-

übergebeugt an ihrem Bürotisch und stützte den Kopf in ihre Hände. Und als er gerade den Rückzug einleitete, hörte er sie halblaut murmeln.

»Ich glaube es nicht, ich glaube es nicht.«

Vom Geschäftsessen kam er erst nachts um elf Uhr nach Hause. Als er das Auto in die Garage fuhr, bemerkte er, dass im Büro seiner Frau immer noch Licht brannte. Deshalb war er nicht überrascht, dass das Ehebett noch unbenutzt war. Ein zweites Mal mochte er sich nicht mehr anschauen lassen. Deshalb zuckte er kommentarlos die Achseln und legte sich schlafen. Er fand rasch Schlaf, weil er nach einer aufreibenden Arbeitswoche hundemüde war. Am zerwühlten Bettinhalt sah er morgens, dass Felicitas neben ihm geschlafen hatte, obwohl sie das Bett bereits wieder verlassen hatte.

Ihre großzügige Liegenschaft mit dem weitläufigen Garten beim Hirschpark in Langenthal musste ordentlich unterhalten werden. Felicitas legte großen Wert darauf, dass sich die ganze Außenanlage perfekt präsentierte. Um dieses Ziel dauerhaft zu erreichen, engagierte sie seit vielen Jahren einen Gärtner. Jede zweite oder dritte Woche kontrollierte sie Arbeitsstand und Arbeitsleistung. Nicht selten hielt sie sich über die Nachlässigkeiten des Gärtners auf.

Am Samstag, am Morgen nach ihrer erregten Heimkehr, beobachtete Martin durch das Fenster, wie sich Felicitas in Gartenarbeiten stürzte. Sie riss einige alte Büsche aus, die den Winter nicht überstanden hatten. Dann setzte sie Blumenknollen. Über Mittag verzog sie sich mit einigen Früchten ins Büro. Martin beobachtete mit wachsendem Unbehagen, was sich vor seinen Augen abspielte und wie sie ihn ignorierte. Er wusste nicht, ob er verärgert oder

deprimiert sein sollte, weil Felicitas es immer noch nicht für nötig befunden hatte, ihm ihr rätselhaftes Verhalten zu erklären. Er ahnte nur, dass etwas Schlimmes passiert sein musste.

Am Nachmittag zog sich Felicitas wieder die dicke Jacke und die Stiefel an und nahm sich der Rasenränder an, weil der Gärtner sie nicht überall gleichmäßig abgestochen hatte. Martin sah vom Fenster aus, wie sie mit der Schaufel die Rasenränder abstach, auch jene um die Blumenbeete. Millimetergenau, ohne Schnur und Setzknebel. Ihr natürliches Augenmaß reichte dazu aus. Kraftvoll trieb sie den Spaten immer wieder mit ihrem rechten Fuß in die Erde. Martin schien es, als ob Felicitas mit jedem Spatenstich auch ein Stück von ihren offensichtlichen Sorgen abstechen wollte. Gut zwei Stunden später sahen die Rasenränder perfekt aus, eben so, wie sie es gerne hatte – ihre Probleme dürfte sie dabei aber kaum verkleinert haben, fand Martin. Ziemlich verschwitzt kam sie ins Haus.

Martin verstand es eigentlich nicht, wie man im Geschäft und zu Hause von morgens bis abends auf Perfektion bedacht sein konnte und immer alles pedantisch korrigieren musste, wenn das Ergebnis nicht genau den Vorstellungen entsprach. Aber ihre perfektionistische Ader ließ ihr keine Wahl. Deshalb hatte er es aufgegeben, sich darüber aufzuhalten.

Die ausgeprägten Charakterzüge seiner Frau versetzten Martin immer wieder in Staunen, wenn er daran dachte, in welchem familiären Umfeld Felicitas aufgewachsen war. Ihre Eltern, beides labile Trinker, hatten sie weder erzogen noch in irgendeiner Art auf das spätere Leben vorbereitet. Sie war stets auf sich allein angewiesen gewesen und hatte

sich alles selber erarbeiten müssen. Andere Kinder wären in der gleichen Lage vermutlich ebenso labil, arbeitsscheu und gesellschaftsunfähig wie die Eltern geworden, nicht aber Felicitas. Sie entwickelte ohne elterliche Wärme und Unterstützung einen unglaublichen Wissensdrang und eignete sich die nötige Bildung bis zum Abschluss des Wirtschaftsstudiums und dem nachfolgenden Dokortitel an – gerade so, als wollte sie ihren Eltern beweisen, dass man das Leben auch andersherum gestalten konnte. Aus ihr war eine Persönlichkeit mit starkem Willen und eben einem ausgeprägten Hang zur Perfektion geworden.

Felicitas litt manchmal unter ihren charakterlichen Eigenschaften, ändern konnte sie sich aber nicht. Martin oblag es deshalb, ihr auch die Schönheiten und die Leichtigkeit des Lebens zu zeigen. Besuchten sie kulturelle oder gesellschaftliche Anlässe, war stets er es, der sie dazu motivierte oder überreden musste.

Marmets waren seit vielen Jahren verheiratet. Die Ehe war kinderlos geblieben. Felicitas stürzte sich vielleicht auch deswegen derart verbissen in die Arbeit. Für Außenstehende führten Marmets eine gute Ehe. Martin war ein Harmoniemensch, Felicitas ließ sich eher von ihrer Zielstrebigkeit treiben. Nicht immer gelang es ihnen, ihre unterschiedlichen Charaktere unter einen Hut zu bringen.

Sie hatten sich an der Universität kennen und lieben gelernt. Ohne Zweifel war er die treibende Kraft für die Beziehung gewesen. Die intelligente und stets adrett gekleidete Studentin hatte es ihm rasch angetan. Ihm fiel damals die Strebsamkeit seiner Freundin durchaus auf. Sehr oft ließ sich Felicitas aber von seiner Fröhlichkeit mitreißen, so dass ihre strenge Sachlichkeit zuweilen in den Hintergrund

trat. Später, Jahre nach der Heirat, verflüchtigte sich bei ihr jedoch zunehmend der Reiz von Martins Unbeschwertheit. Er bedauerte das. So kam es nicht selten vor, dass er abends im Fauteuil ein Glas Rotwein genoss und einen Film anschaute, während seine Gattin mit Akribie Büroakten studierte. Die Ehe war auch nach 25 Jahren solid, keineswegs langweilig oder sogar trostlos. Aber der Esprit und die Verspieltheit, die Martin so gerne hatte, verflüchtigten sich im Lauf der Zeit.

Für die Ferien hatte das Ehepaar Marmet ein Abkommen geschlossen: Jedes Jahr verbrachte es im Sommer zwei Wochen im Tessin und mindestens zwei verlängerte Wochenenden irgendwo in Städten. Felicitas liebte das Tessin über alles und lebte bei Wanderungen in der Region Ponte Brolla eingangs des Maggiatals immer auf. Martin hingegen suchte als Städtespezialist immer neue Destinationen für Kurztrips aus. Neulich besuchten sie Krakau. Beiden gefiel die polnische Stadt. Sie waren insbesondere fasziniert von der Altstadt mit ihren schmuckvollen Häusern, die den Zweiten Weltkrieg heil überstanden hatten.

Felicitas und Martin führten eigene Geschäfte – sie ein florierendes Finanzanlageunternehmen in Burgdorf, er in Langenthal eine Immobilienfirma, nicht minder erfolgreich. In der größten Stadt im Oberaargau kannte man das Ehepaar, auch wenn es sich nicht dauernd bei öffentlichen Anlässen zeigte. So waren die Marmets eben. Man kannte den Immobilienspezialisten in Langenthal besser als seine Frau, weil er sein Geschäft am Ort betrieb und man ihm deshalb häufiger auf den Straßen begegnete als ihr. In Burgdorf, dem Wirkungsort von Felicitas, war nur das Finanzberatungsgeschäft bekannt, nicht aber die Inhabere-

rin. Ihr Leben in der Emmestadt drehte sich nur um ihre Kunden. Privat und gesellschaftlich hatte sie dort keine Kontakte.

Der März war ausnehmend warm gewesen. Jetzt, Anfang April, ließ sich unschwer erkennen, dass die Natur draußen Fuß gefasst hatte. Man wusste das kommende Wetter nicht so recht einzuschätzen. Es war unklar, ob der April seinem schlechten Ruf gerecht oder für einmal aus der ewigen Statistik als regenreicher Monat ausbrechen würde. Auf jeden Fall war es am ersten Samstag im April deutlich kühler als in den Wochen zuvor.

Martin, dessen Gedanken sich wieder der Gegenwart zuwendeten, rästelte, ob Felicitas ihn bewusst oder aus Hilflosigkeit von ihren Sorgen ausschloss. Sein fragendes Gesicht hatte sie wohl kaum übersehen können. Lange wollte er nicht mehr tatenlos zuschauen. Spätestens am Abend würde er sie stellen. Das nahm er sich fest vor.

Für ihn war es zwar nicht neu, dass sie ihre Sorgen lieber mit sich allein austrug. Meist gab sie ihr Alleinsein jedoch nach einigen Stunden auf und holte bei ihm Rat. Felicitas wusste haargenau, dass in einer Ehe der Austausch zu langjähriger Stabilität beitrug. Diesmal machte sie jedoch keine Anstalten, ihn mit ihrem Problem zu konfrontieren. Beim Abendessen schien ihm die Gelegenheit für ein Gespräch am günstigsten zu sein. Sie konnte ihm ja nicht ausweichen, wenn sie einander gegenüber saßen.

»Soll ich dir jetzt ein Glas Weißwein einschenken?«, fragte er, als Felicitas nach den Gartenarbeiten ziemlich verschwitzt ins Haus eintrat.

»Ich gehe noch rasch unter die Dusche. Dann nehme ich gerne einen Schluck.«



Martin war erleichtert, dass sich ihr gestriger Zorn gelegt hatte. Sie nahm ihr Glas zur Hand, als sie frisch geduscht ins Wohnzimmer trat. Allerdings ließ sie sich nicht neben Martin nieder, sondern setzte sich an den Flügel und spielte sich eine Viertelstunde warm. Dann wagte sie sich an eine Etüde von Chopin. Martin verwunderte es nicht, dass ihr heute etliche Fehler unterliefen.

»Warum hast du dieses schwierige Stück gespielt?«, fragte er Felicitas, als er zum Flügel trat.

»Ich weiß auch nicht, wieso ich so holperig gespielt habe.«

Damit entwand sie sich ihm und begab sich ins Esszimmer, um den Tisch zu decken. Von Reden immer noch keine Spur. Martin fasste ihre Reaktion als Wunsch auf, sie möchte erst beim Essen darüber sprechen. Also ging er in die Küche. Er hatte ja versprochen, heute zu kochen. Am Samstag kochte er ohnehin meistens.

Martin tischte kurz nach halb sieben Uhr auf. Es gab ein wunderbares Pastagericht, das der französische Altmeister der Küche, Paul Bocuse, oft privat zubereitete: halb gar gekochte Rigatoni 20 Minuten in einer sämigen Béchamelsauce ziehen lassen und den mit geriebenem Käse überdeckten Inhalt in einem Gefäß anschließend im Ofen überbacken. Begleitet wurde das fleischlose Menü von einer Flasche Cum Laude, einem mittelschweren Rotwein aus der Toskana, und einem bunten Frühlingssalat. Martin verantwortete das Pastagericht und den Wein, Felicitas den Salat und das Tischdecken – eine recht übliche Aufgabenteilung zwischen ihnen. Beim ersten Teller sprachen Marmets über die neue Ausstellung im Kunstmuseum Bern. Als sie sich den zweiten Teller vorsetzten, konnte sich Martin nicht mehr zurückhalten.

»Felicitas, erzähl mir bitte, was los ist und was dir derart große Sorgen macht ... und sag mir, ob ich dir helfen kann.«

Sie schob sich gerade die reichlich gefüllte Gabel in den Mund – und brach in Tränen aus. Martin erschrak. So hatte er seine Frau in der über 25-jährigen Ehe noch nie erlebt. Gefühlsausbrüche entsprachen gar nicht ihrer Art.

### **Anfang April, in Bern**

Als Marmets in Langenthal sich den zweiten Pastateller vorsetzten, verspürte Eva Derungs zeitgleich in Bern auch Hunger. Noch musste sie in ihrer wunderschönen Wohnung an der Herrengasse auf ihren Begleiter warten. Architekt Bernhard Sanders pflegte sich auch am Samstag bis zur letzten Minute oder sogar darüber hinaus zu beschäftigen. Sie hielt das anders. Für ein Treffen mit Kolleginnen oder eben ein Date schloss sie ihr erfolgreiches Kleideratelier ohne Hemmungen eine Stunde früher. Deswegen ergaben sich nie Schwierigkeiten, da sich weitaus die meisten Kundinnen ohnehin voranmeldeten. Ihrer neuen Bekanntschaft blieb diese Flexibilität versagt.

Deshalb verspätete er sich auch häufig. Eva übte in solchen Momenten das ungeliebte Spiel »Warten auf den Freund«. In der Praxis hieß das: schick angezogen, frisiert und dezent geschminkt im Fauteuil vor dem Fenster sitzen und hoffen, dass der Begleiter nicht allzu verspätet eintrifft.

An diesem Ort in ebendieser Aufmachung studierte die 44-jährige Eva Derungs am 50-jährigen Architekten

herum. Sie war wie immer bei neuen Männerbekanntschäften vorsichtig. Seit ihrer – gescheiterten – Ehe zögerte sie, feste Bindungen einzugehen. Bei allen Männern, die ihr gefielen, wägte sie stets ab und suchte risikomindernde Faktoren, die auf eine dauerhafte Beziehung hindeuteten und ihr versprachen, glücklich zu werden. Die Hürde hatte bisher aber noch kein Mann geschafft.

Ihren Freundinnen war nicht entgangen, dass sie einen unglaublichen Drang entwickelte, finanziell auf eigenen Beinen stehen zu können. Als ob sie sich und ihrer Umwelt beweisen wollte, dass sie zu vielem fähig sei. Tatsächlich war die Ehe ihrem Selbstvertrauen nicht förderlich gewesen. Nach der Scheidung wollte sie sich und ihrem Umfeld beweisen, dass sie das Modedesignergeschäft mit ihrem Talent aus eigener Kraft führen konnte.

Eva freute sich über schöne Freundschaften und pflegte sie gerne. Natürlich gab es die eine oder andere Annäherung und die eine oder andere Liebesnacht, aber mehr als lockere Freundschaften ging sie nicht ein. Zwar war sie dem Flirten überhaupt nicht abgeneigt. Sie liebte es, mit Männern auszugehen, mit ihnen zu schäkern und zu flirten, aber alles nur innerhalb unverpflichtender Grenzen. Wenn sie zu einem feinen Abendessen eingeladen wurde, konnte sie es richtig genießen. Essen mit interessanten Gesprächen, die ihr Neues erschlossen, liebte sie und waren ihr wichtig.

In der Frauenrunde, mit der sie sich jeden zweiten Freitag traf, war ihr Status häufig ein Thema. Sie ließ sich jedoch von ihrer Einstellung nicht abbringen, auch wenn ihre Freundinnen hie und da spöttelten, sie solle nicht so heikel sein und sich jetzt endlich einen Mann zulegen. Neulich hatten sie sie richtiggehend bedrängt.

»Aber hallo, Eva, du solltest dich nicht so ins Schneckenhaus zurückziehen. Du bist eine ausnehmend attraktive Frau, die nicht allein ohne Partner leben sollte«, wurde ihr zum wiederholten Male nahegelegt.

»Lasst mich«, entgegnete Eva, »ich weiß am besten, was mir guttut. Ich brauche einfach Zeit.« Und sie verschwieg einmal mehr, dass sie durchaus Männerbekanntschaften hatte.

Manchmal fragte sie sich, ob sie sich im Kreis dieser selbstbewussten Frauen eigentlich wohlfühlte. Die vier anderen Frauen, die eine Hälfte knapp über 50, die andere Mitte 40, waren so ganz anders als sie. Deren Einstellungen zum Leben und zu Männern wichen meilenweit von ihrer ab. Yolanda, Sarah, Manuela und Priska beschäftigten sich häufig mit Männern, zu häufig für ihren Geschmack. Nicht selten brachte sie deshalb andere Themen – Modefragen, kulturelle Ereignisse oder Tagesaktualitäten – aufs Tapet, womit sie den Diskussionen immer eine Wende geben konnte. Die fünf Frauen kannten sich schon seit vielen Jahren und gingen miteinander durch dick und dünn.

Hatte eine ihrer Freundinnen einen neuen Freund an Land gezogen, wurde dessen Aussehen, Charakter und Lebensstil offen und ausgiebig diskutiert. Meist diente ein Foto oder – leider selten genug – ein Live-Auftritt, um einen Liebhaber zu bewerten. Fand die Frauenrunde, die Neuerwerbung weise doch erhebliche Mängel oder Nachteile auf, kam dies fast einer doppelten gelben Karte beim Fußball gleich. Die Gesprächsrunde entwickelte manchmal einen unglaublichen Gruppendruck, dem sich die Betroffenen kaum zu entziehen vermochten.

Die feingliedrige Priska war geschieden und lange Zeit unglücklich gewesen. Seit einiger Zeit traf sie sich mit

einem verheirateten Mann – etwas, das sie sich nie im Leben hätte vorstellen können, jetzt aber ohne Skrupel gegen diesen Grundsatz verstieß.

»Ich habe manchmal ein schlechtes Gewissen, zugegeben, aber ich liebe ihn halt über alles«, gab sie unumwunden zu. Sie verdeutlichte, dass sie sich immer freute, wenn ihr Freund sie besuchte und manchmal bei ihr übernachtete. Priska hatte sich anfänglich gescheut, der Frauenrunde ihre spezielle Liebschaft offenzulegen. Nicht dass sie sich dafür geschämt hätte, aber die Freundinnen äußerten sich manchmal, angeführt von Yvonne, sehr unberechenbar. Als sie erstmals von ihrem verheirateten Freund berichtete, machte sie sich auf negative Bemerkungen gefasst. Sie hatte ihr bisher strikt gehütetes Geheimnis einfach nicht mehr für sich behalten können und plauderte es aus. Sie ging das Risiko ein, dass ihr zeitweise schlechtes Gewissen Auftrieb erhalten könnte, wenn ihr Verhältnis in der Runde durchgefallen wäre. Notfalls, überlegte sie, konnte sie aber immer noch auf die Meinung der vernünftigen Eva setzen.

Aber nichts von dem. Yolanda, die die ausschweifendsten Erfahrungen mit Männern hatte, hielt mit ihrer Meinung selten zurück. Auch diesmal nicht.

»Meine liebe Priska, du musst einfach wissen, was du für Ansprüche an eine gute Beziehung stellst. Du musst immer Glücksgefühle haben, wenn er da ist und auch wenn er nicht bei dir ist. Sonst ist das ein no-go. Wenn es dir aber nichts ausmacht, wenn dich dein Liebhaber immer wieder vorzeitig verlässt – warum nicht, wenn er dich im Bett verwöhnt ...«

Priska atmete auf. Sie war erleichtert, dass ihre Kolleginnen ihr von dieser Beziehung nicht abrieten. Es war

in der Tat für alle zu augenfällig, dass sie seither richtig aufblühte.

So nebenbei erkundigte sich die ledige Manuela bei ihr, ob sie das Mätressenspiel kenne und gut beherrsche.

»Ein Spiel, sagst du ... was ist das ...?«, bemerkte Priska mit einem unsicheren Lachen.

»Kennst du das nicht? Och, das kennt man doch. Die Dame lässt sich in ein schickes Restaurant einladen oder eine sauteure Ledertasche schenken und erkundigt sich dann bei ihrem verheirateten Liebhaber, ob er die Quittung weggeworfen hat.«

Die anderen Frauen lachten, sie lachten etwas laut – und überlegten dabei, ob sie sich in der gleichen Lebenssituation gleich verhalten würden.

Yolanda ihrerseits hätte von ihren vielen Männerbekanntschaften ein Buch schreiben können. Fortwährend suchte sie nach der großen Liebe, erlitt jedoch regelmäßig Schiffbruch. In ihrem Leben überstand selten ein Mann zwei Jahre als Freund und Bettgenosse. Sie war mit ihren ebenmäßigen Gesichtszügen und ihren langen schwarzen Haaren ausnehmend attraktiv. Die Männer waren ohne Ausnahme hingerissen von ihr. Niemand wusste, dass sie seit Jahren zusätzlich zu ihren wechselnden Lebensabschnittspartnern einen Dauerfreund hatte, mit dem sie sich immer wieder mal vergnügte. Die Frauenrunde wäre da-  
rob erstaunt gewesen. Deshalb sagte sie zu ihrem eigenen Schutz nichts davon.

Es machte Yolanda nichts aus, ihre Männer vor den Kopf zu stoßen, wenn ihr danach war. In Beziehungen suchte sie wechselweise zugleich Nähe und Distanz, was sie nicht immer durchschaubar machte. Ihre Männer bekundeten vielfach Schwierigkeiten, sich richtig zu verhalten, und holten

sich früher oder später immer Negativpunkte. War ein bestimmter Negativ-Kontostand überschritten, hatten sie ausgedient. Man konnte sich folglich fragen, ob Yolanda fähig war, eine länger dauernde Beziehung aufrechtzuerhalten. Letzthin hingen ihre Freundinnen Yolanda richtiggehend an den Lippen, als sie von einer großen, fast zehn Flugstunden weit entfernten Ferienliebe erzählte.

»Ihr könnt euch nicht vorstellen, was ich für einen Traummann gefunden habe: ausnehmend hübsch, sehr aufmerksam, dunkle Augen, groß gewachsen und so breite Schultern, ihr wisst, was ich meine«, repetierte sie ihr Ferienerlebnis. »Ich weiß immer noch nicht, ob es Zufall oder arrangiert war. Jedenfalls strich Domingo, der Fitnesstrainer des Hotels, schon am ersten Abend um meinen Tisch herum. Am zweiten Tag spazierten wir am Abend zusammen bereits am Strand, und am dritten Abend landete ich bei ihm im Bett ... nein, er bei mir. Ich konnte einfach nicht widerstehen. Na ja, er war nicht schlecht ...«

Yolanda ließ sich immer in teils unmögliche Liebschaften ein. Die Frauenrunde war auch diesmal nicht überrascht, höchstens gespannt, was sich daraus entwickeln würde. Die Variante mit einem derart weit entfernten Liebhaber hatten sie aber doch noch nie serviert bekommen.

Eva wagte es nachzufragen. »Glaubst du, dass eine solche Beziehung von langer Dauer sein kann?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ihr die Angesprochene, »aber ich muss diesen Domingo wiedersehen, koste es, was es wolle.«

Manuela als ledige Mutter mit einem pubertierenden Jungen hatte viele Interessen, auch Männer. Sie war weniger heikel und verliebte sich in der Regel häufig. Meist merkte sie schon nach drei, vier Monaten, dass sie erneut Ausschau

nach dem Richtigen halten musste. Andere Frauen hätte die ewige Jagd zermürbt. Manuela ließ sich jedoch davon nicht beeindruckt und tanzte nach einer gescheiterten Beziehung rasch wieder durch die Männerwelt. Einzig die ewige Suche nach einer Aufsicht und einer Unterkunft für ihren Sohn nervte sie, schließlich wollte sie sich mit ihren Liebhabern allein in ihrer Wohnung treffen. Im Moment war sie wieder einmal unsterblich verliebt.

»Mein neuer Freund ist ja ein feiner Mann, aber er ist etwas scheu, so dass ich für vieles den Anstoß geben oder Ideen liefern muss. Das stört mich etwas«, umschrieb Manuela ihr aktuelles Liebesverhältnis.

»Braucht er überall Instruktionen ...?«, fragte Yvonne spöttisch.

Manuela ließ sich nicht beirren. »Ach Yvonne, denk nicht immer so eingleisig.«

Ihre Freundinnen gaben der neuen Bekanntschaft nur eine befristete Überlebenschance, da Manuelas Zwischenbilanz schon nach vier Wochen erste kritische Ansätze zeigte. Yolanda wie Manuela waren überzeugt, dass moderne, selbstbewusste Frauen sich das Recht herausnehmen durften, sich Männer zu nehmen und sie jederzeit wieder fallen zu lassen.

Und Sarah? Die jüngste unter den fünf Freundinnen war nicht glücklich verheiratet. Man riet ihr deshalb ununterbrochen, einen Schlusstrich zu ziehen und einen Neubeginn zu wagen. Sarah zögerte jedoch. Sie fürchtete sich vor dem Alleinsein und davor, sich später womöglich noch schlechter zu binden. Es half ihr aber, ihre zeitweiligen Sorgen in der Frauenrunde loszuwerden.

Auch in ihrem Fall hatte Yolanda einen Rat. »Du musst dir klar werden: Wenn du die Ehe und deinen Mann un-